

Das Freud-Institut Zürich

Eva Schmid-Gloor

Unter dem Namen *Freud-Institut Zürich* führt die *Schweizerische Gesellschaft für Psychoanalyse* (SGPsa) als Tochtergesellschaft der *Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung* (IPA) ihre Ausbildungsstätte in Zürich.

Das *Freud-Institut* entstand 1977 in der Folge der Aufspaltung der Freud'schen Psychoanalyse in Zürich. Ursprüngliches Ausbildungsinstitut der SGPsa war das *Psychoanalytische Seminar Zürich* gewesen, dem im selben Jahr die Anerkennung durch die SGPsa und damit auch der IPA entzogen worden war (siehe auch A. Moser: *Die Professionalisierung der Psychoanalyse* und T. Kurz: *Die Schweizer Geschichte der Freud'schen Psychoanalyse und das Psychoanalytische Seminar Zürich* in diesem Band). In der Folge der 68er-Bewegung hatte das *Psychoanalytische Seminar* eine Entwicklung in Richtung Auflösung aller hierarchischen Strukturen verfolgt und übergab schliesslich als erstes und einziges Ausbildungsinstitut der IPA die Leitung des Seminars den AusbildungskandidatInnen. Einige Mitglieder der Zürcher Gruppe, aber auch Mitglieder der anderen Regionen der SGPsa, insbesondere die welschen Kollegen konnten diese Demontage der üblichen Ausbildungsstrukturen der IPA schliesslich nicht mehr akzeptieren. Nach dem Scheitern aller Reorganisationsversuche durch die Präsidenten der SGPsa und der IPA wurde die Spaltung, die die Entwicklung und Situation der Psychoanalyse in Zürich bis heute prägen sollte, unvermeidbar.

Martha Eicke-Spengler, eine unserer Ausbildungsanalytikerinnen und Supervisorinnen beschreibt, wie die Zürcher Freudianer damals vom Strudel der Ereignisse mitgerissen wurden. Sie schildert eindrücklich, wie für sie und andere KollegInnen das Führen von Analysen, Supervisionen und Seminaren im entstandenen tumultuösen Geschehen unmöglich wurde: «In der Tat hatten sich Mitglieder und Kandidaten immer mehr als Sympathisanten einer marxistisch verstandenen sogenannten Selbstverwaltung oder aber als Analytiker, welche in Ruhe lehren resp. als Kandidaten, die einfach ihre Ausbildung machen wollten, auseinandergelebt. Ich selbst wurde, obwohl ich zunächst den fruchtbaren Impulsen durch eine lebendige engagierte Gruppe Interesse entgegen gebracht hatte, mehr und mehr vom Destruktiven in der Entwicklung, in die wir geraten waren, erschreckt. Es gelang kaum mehr, sich den stürmischen Diskussionen, den zahlreichen Reorganisationsvorschlägen und kontroversen Argumenten zu entziehen. Sie bestimmten die Assoziationen unserer Kandidaten auf der Couch, überrannten in ihrer dringlichen Realität die sorgfältige Arbeit an den Phantasien, störten Übertragungsentwicklungen und färbten Gegenübertragungsreaktionen. Es konnte nicht ausbleiben, dass auch die Sitzungen des Unterrichtsausschusses davon erfasst und seine Beschlüsse durch Kontroversen blockiert wurden. Heute ist es schwer, Unbeteiligten ein Bild der enormen Überforderung zu vermitteln, in die wir als Analytiker durch die Zumutung geraten waren, im Konkreten Stellung zu beziehen, politische Entscheidungen zu treffen, uns also innerhalb unseres analytischen Aufgabenbereiches auf eine Weise zu verhalten, die uns mit unserem Berufsethos, unserem Selbstverständnis als Analytiker in Konflikt brachte» (Eicke, M. (1994).¹ Martha Eicke-Spengler war beauftragt worden, die «Dissidentengruppe», die auf der «Selbstautorisierung» beharrte und zu welcher ungefähr die Hälfte der damaligen Mitglieder sowie ein Grossteil der Kandidaten gehörte, aus den Seminarräumen auszusperrern. Über diesen schwierigen Schritt schreibt sie: «...eine Aufgabe, die ich in der Überzeugung übernahm, dass es wichtig sei, in Zürich auch eine international anerkannte Stätte für die Psychoanalyse zu erhalten. Mit dem Gefühl von Trauer darüber, etwas Unwiederbringliches

zu verlieren, das uns nicht gelungen war festzuhalten, und in der Hoffnung, dass wir fähig seien, ein Erbe bewahren zu helfen, das für viele von Bedeutung war, machte ich mich an die Arbeit.» (Eicke, M., ebenda)

An den Start und die ersten Jahre an der neuen Ausbildungsstätte der SGPSa, dem *Freud-Institut Zürich* erinnert sie sich: «Das lebhaftes wissenschaftliche Leben unter unseren Kandidaten hatte einen schweren Einbruch erlitten. Viele zogen sich ratlos und entmutigt in ihr Privatleben zurück. Trauer, Schuldgefühl und Wut nahmen in den Analysen viel Raum ein. ... Trotz intensiver Weiterführung der Ausbildung, grosser Unterstützung durch manche unserer welschen Kollegen und durch unseren Präsidenten, A. Haynal, sowie eines reichen Vortragsprogramms war der Impetus zum Beitritt zur Gesellschaft für Jahre gebremst» (Eicke, M., ebenda).

Die Aufgabe, Zürich als eine international anerkannte Stätte für die Psychoanalyse zu erhalten, stand also für die Gruppe der Zürcher SGPSa-Mitglieder und die verbleibenden wenigen Kandidaten, die das *Freud-Institut* nach dieser erschütternden Krise gründeten, im Zentrum, und dies haben sie trotz vieler Schwierigkeiten auch geschafft.

Meine eigenen ersten Seminarbesuche am *Freud-Institut* fallen in den Anfang der 80er Jahre, also kurz nach der Spaltung, und ich erinnere mich sehr gut, wie es mir nicht leicht fiel, für meine psychoanalytische Ausbildung zwischen *Freud-Institut* und *Psychoanalytischem Seminar* wählen zu müssen.

Die Vorstellung, in einer lokalen Gruppe ohne internationale Vernetzung meine berufliche Identität aufzubauen, hatte für mich etwas Beklemmendes und deshalb – aber auch, weil ich in den Seminaren am *Freud-Institut* eine profunde psychoanalytisch klinische wie auch theoretische Professionalität einiger Dozierenden erkennen konnte und sehr schätzen lernte – entschied ich mich für eine Ausbildung innerhalb der SGPSa.

Mein von Anbeginn an bestehendes Bedürfnis, über die Grenzen der lokalen Gruppe hinaus schauen und wachsen zu dürfen, wurde im Verlauf meiner Aus- und Weiterbildung am *Freud-Institut* mehr als befriedigt.

Zur Frage der Notwendigkeit einer institutionalisierten Psychoanalyse hat sich Freud selbst mehrfach geäussert. Er war der Meinung, eine private Gesellschaft solle sich um die psychoanalytische Ausbildung kümmern, damit diese von staatlichen, politischen oder bildungspolitischen Einflüssen unabhängig bleibe. Es war ihm klar, dass innerhalb der psychoanalytischen Ausbildung die Gefahr der Macht von Übertragungsbeziehungen (in Liebe und Hass) zwischen Auszubildenden und Ausbildnern eine besondere Rolle spielen würde und hoffte, die institutionelle Struktur würde ihren Beitrag leisten, um diese Gefahr einzudämmen oder zumindest zu kanalisieren.

Auch heute verstehen Psychoanalytiker die Institution als Dritten, der die dualen Beziehungen der persönlichen Analyse und Supervision triangulieren soll.

Psychoanalytische Institute und Gesellschaften der IPA haben die Aufgabe, sich mit der komplexen Vermischung von Ausbildungsstrukturen, Didaktik und Macht auseinanderzusetzen und sich in einem andauernden, nie endenden Reflexionsprozess darüber Rechenschaft abzulegen, wie das von ihnen gewählte Ausbildungsmodell mit den Grundkonflikten, die zu einer psychoanalytischen Ausbildung gehören, umgeht.

Jede Weiterentwicklung institutioneller Strukturen sollte innerhalb dieses von allen Mitgliedern mitgestalteten Reflexionsprozesses stattfinden und zwar auf der Basis eines erarbeiteten Verständnisses der jeweiligen Entstehungsgeschichte der bestehenden Strukturen.

Von den drei von der IPA anerkannten Trainingsmodellen (Französisches Modell, Eitingon-Modell und Uruguay-Modell) hat jedes einzelne seine eigenen Strategien für den Umgang mit den Grundkonflikten der Ausbildung festgelegt.

Innerhalb der *International Psychoanalytic Association* (IPA) gibt es seit ihrer Gründung eine breite Diskussion über Vor- und Nachteile der diversen Tradierungsmodelle. Verfolgt man die verschiedensten Spaltungen, die es innerhalb der Geschichte der psychoanalytischen Gesellschaften gab und gibt, waren es – wie auch in Zürich – immer Fragen der Ausbildung und Tradierung, die Spaltungsbewegungen auslösten.

Die SGPsa und damit auch das *Freud-Institut Zürich* richten sich nach von den Mitgliedern der SGPsa gemeinsam festgelegten Statuten und Reglementen und bilden ihre AusbildungskandidatInnen in einem «Mischmodell» (French-Eitingon) aus. Dazu gehören die eigene Selbsterfahrung bei einem Mitglied der SGPsa, zwei Supervisionen bei von der SGPsa anerkannten Ausbildungsanalytikern und der mehrjährige Besuch von technischen wie auch theoretischen Seminaren. Die einzelnen Etappen werden flankiert von Gesprächen mit Mitgliedern des Unterrichtsausschusses der SGPsa, welche ihrerseits die dualen Supervisionsbeziehungen triangulieren.

Diese triangulierenden Strukturen finden sich in der Erweiterung des lokalen Kollegenkreises durch die Mitglieder der anderen Regionen der SGPsa wieder.

Allerdings wurde die Zusammenarbeit mit den andern Regionen, insbesondere mit den welschen Kollegen in den Jahren nach der Spaltung nicht von allen Mitgliedern am *Freud-Institut* als erweiternd erlebt. In der Tat schafft die Zusammensetzung der SGPsa für die Deutschschweizer seit der Zürcher Spaltung eine oft schwierige Situation, weil die im Gegensatz zu Zürich ungestörte Entfaltung der Genfer und Lausanner Gruppe zu einer für die Zusammenarbeit der beiden Sprachgruppen bedeutungsvollen Gewichtsverlagerung geführt hat. Heute sind Zweidrittel der SGPsa-Mitglieder welsche Kollegen und die Zentren in Zürich, Basel und Bern stellen gemeinsam lediglich ein Drittel der gesamten SGPsa-Mitglieder.

Fachlich sind für uns Deutschschweizer Analytiker die Diskussionen mit unseren welschen Kollegen sehr anregend und bereichernd – allerdings unter der Voraussetzung, dass sie die französische Sprache beherrschen.

Gibt es eine deutschschweizerische psychoanalytische Identität? Und wenn ja, wie lässt sie sich fassen? Ich würde sagen, dass wir einen weniger selbstverständlichen theoretischen Stand haben als unsere welschen Kollegen, die sich mehr oder weniger allesamt nach Paris orientieren und in Anlehnung an die französische Psychoanalyse eine weniger kontrovers erworbene psychoanalytische Identität entwickeln können. Diese Tendenzen in Bezug auf die aktuellen Denkstile sind anlässlich der «Congrès des Langues Romanes» gut erkennbar, und man kann sich dank der Zugehörigkeit zur Gruppe der französischen Analytiker einigermaßen darauf verlassen, von seinen Kollegen verstanden zu werden, weil sie in etwa die gleichen Vorträge gehört und die gleichen aktuellen Texte gelesen haben.

Wohin orientieren wir uns aber in Zürich? Die deutsche Psychoanalyse kann uns nicht dasselbe bieten, wie die französische den welschen Kollegen. Allzu verunsichert haben sich unsere deutschen Kollegen nach dem Krieg lange Jahre gescheut, eigenes kreatives Denken ernst zu nehmen und zu formulieren. Unsere Auszubildner verfolgen unterschiedliche Denkweisen und Stile, was es den Auszubildenden nicht immer leicht macht. Unsere Identität gegenüber unseren welschen Kollegen erscheint also auf den ersten Blick fragiler, auf den zweiten aber auch breiter angelegt und vielfältiger. Ich gehe davon aus, dass wir uns ausführlicher und differenzierter mit unterschiedlichen Schulen und Denkweisen befassen und dadurch weniger in Gefahr geraten, einer «unité de doctrine» zu verfallen. Was zunächst als Fragilität, weil nicht einheitlich, erscheint, lässt uns aber möglicherweise als Kliniker primär auf dem «Boden» des eigenen Erlebens stehen, der uns unmittelbar erste Orientierung für das

Verständnis unserer Patienten bietet, bevor wir uns mit dazu passenden theoretischen Konzepten befassen.

Unsere Kandidaten bekommen heute innerhalb eines vierjährigen Basis-Curriculums am *Freud-Institut* eine weite Übersicht über diverse psychoanalytische Schulen und Theorien und lernen, sich in einer aktuellen «Geographie der Theorie» einigermassen zurechtzufinden. Es ist möglich, dass sie sich am *Freud-Institut* ihre psychoanalytische Kompetenz bei zwei Supervisoren und mehreren Seminarleitern aneignen, die in ihren Auffassungen und ihrer theoretischen Zugehörigkeit sehr verschieden orientiert sind. Damit müssen die Analytiker in Ausbildung am *Freud-Institut* zurechtkommen. Einerseits wirkt das verunsichernd, andererseits unterstützt es den Weg zur Eigenständigkeit.

Nach wie vor sind wir am *Freud-Institut* eine kleine Gruppe von aktiven, engagierten Mitarbeitern. Wir sind heute, im Jahr 2012, insgesamt 33 Mitglieder (assoziierte Mitglieder, Mitglieder und Ausbildungsanalytiker, davon 4 emeritiert und 1 im Ausland) und 36 KandidatInnen.

Zu unseren Seminaren, Vorträgen, anderen Veranstaltungen und organisatorischen Sitzungen treffen wir uns im geräumigen Dachgeschoss eines Hauses an der Zollikerstrasse 144, wo uns zwei Räume zur Verfügung stehen, von welchen einer auch die umfangreiche Bibliothek mit «Schätzen» aus allen Phasen seit Beginn der Freud'schen Psychoanalyse beherbergt.

Seit 1999 sind wir als Verein organisiert, der sich folgenden Geschäften widmet:

1. Fortbildung der Mitglieder und assoziierten Mitglieder der SGPsa
2. Ausbildung zu Psychoanalytikern nach den SGPsa-Statuten und den Richtlinien des Unterrichtsausschusses der SGPsa
3. Betrieb des *Freud-Instituts Zürich*
4. Führen der Bibliothek der SGPsa am *Freud-Institut Zürich*
5. Psychoanalytische Reflexion gesellschaftlicher und kultureller Entwicklungen
6. Förderung des Austauschs mit anderen Wissenschaften
7. Vertretung der Psychoanalyse in der Öffentlichkeit und Austausch mit verwandten Institutionen und Gruppierungen, insbesondere in Psychotherapie, Psychiatrie und klinischer Psychologie

Das Freud-Institut wird von einem alle drei Jahre neu zu wählenden Vorstand geleitet, der sich aus einem Präsidenten, einem Sekretär und einem weiteren Vorstandsmitglied zusammensetzt.

Das jährliche Programm organisiert eine Programmkommission entsprechend den Vorgaben des Unterrichtsausschusses der SGPsa. Zudem gibt es eine Bibliothekskommission sowie projektorientierte Kommissionen, die entsprechend Bedarf eingesetzt werden können.

Nebst unserem «Kerngeschäft», der Ausbildung von Psychoanalytikern betreiben wir auch eine Weiter- und Fortbildung in «psychoanalytisch orientierter Psychotherapie», die sich an angehende Fachärztinnen und Fachärzte für Psychiatrie und Psychotherapie und an angehende psychologische Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten richtet. Das Programm ist auf die Weiterbildung zum Erwerb des Facharztstitels in Psychiatrie und Psychotherapie abgestimmt. Die Ausbildung kann auch als Fortbildung von niedergelassenen

ärztlichen und psychologischen Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten belegt werden und ist SGPP-anerkannt.

Neben den 14-tägig stattfindenden Seminaren zu klinischen und theoretischen Themen innerhalb der psychoanalytischen Ausbildung SGPsa bieten wir einen öffentlichen Zyklus an, der jedes Jahr zu einem anderen Thema neu konzipiert wird und aus Vorträgen besteht, die jeweils am Freitagabend stattfinden. Die Vorträge werden von eingeladenen Dozenten aus anderen IPA-Gesellschaften, aber auch von Kollegen aus den eigenen Reihen gehalten.

Ebenfalls im Sinne von «Outreach»-Bemühungen organisieren wir seit 25 Jahren alle zwei Jahre und neuerdings jährlich die *Psychoanalytischen Arbeitstage Zürich* zur Entwicklungslehre und Technik zu verschiedenen aktuellen Themen, wie z.B. 2010 zum Thema Aggression und Destruktivität unter dem Titel *Vom Liebhaber zum Lustmörder – Aggression und Destruktivität in der Psychoanalyse*, 2011 zur Problematik von *Cybersex. Fantasie – Bild – Sexualität* und im aktuellen Jahr 2012 im Sinne einer Fortsetzung zum Thema *Cybersex II. Virtuelle Sexualität im Internet?* Auch diese Veranstaltungen sind – wie die Zyklusvorträge – öffentlich. Die Organisation der «PAZ» liegt in den Händen von Kandidaten in Zusammenarbeit mit einem Ausbildungsanalytiker.

Unser Eingebunden Sein nicht nur in die SGPsa, sondern auch in die IPA und die EPF (European Psychoanalysis Federation) erlaubt uns eine Auseinandersetzung mit Kollegen aus anderen psychoanalytischen Gesellschaften bezüglich vieler aktueller Fragen und Themen, die Analytiker heute beschäftigen.

So ist beispielsweise innerhalb der EPF eine breite Diskussion darüber im Gange, wie sich die einzelnen Gesellschaften gegenüber der immer rigider eingreifenden staatlichen Regulierungen durch das Gesundheitswesen einstellen und mögliche Lösungen finden, ihre genuin psychoanalytische Identität und Ausbildung zu bewahren, ohne im Gesundheitsmarkt unterzugehen oder vergessen zu gehen.

Die Diskussionen mit anderen und der Einblick in ihre Lösungsversuche stärken die eigenen Möglichkeiten und schärfen den Blick auf die eigene Situation und entsprechende Lösungen.

So haben wir in Zürich 2001 mit der Einrichtung des «vierjährigen Grundkurses innerhalb der Ausbildung zur assoziierten Mitgliedschaft» einen Grundstein gelegt für ein Curriculum, welches wir später als FSP-zertifizierte Weiterbildung anbieten konnten, die zum Fachtitel FSP (Föderation der Schweizer Psychologinnen und Psychologen) und damit auch zur Erlangung einer kantonalen Praxisbewilligung führt, sowie auch innerhalb der Facharztweiterbildung SGPP-anerkannt ist.

Die Qualität und Eigenart unserer psychoanalytischen Ausbildung blieb davon unangetastet, unter anderem weil der Weg zur Mitgliedschaft in der SGPsa weit mehr an persönlicher Analyse, Supervisionserfahrung und Seminarbesuchen erfordert als die für die Erlangung der Praxisbewilligung geforderte Grundausbildung, die wir lediglich als einen ersten Schritt zur Erlangung psychoanalytischer Kompetenz und Identität verstehen. Die Evaluation psychoanalytischer Kompetenz, über die wir uns gemeinsam mit engagierten Kollegen innerhalb der EPF in den vergangenen Jahren ausgiebig und vertieft Gedanken gemacht haben, bleibt von staatlicher Einmischung unabhängig. Selbstverständlich mussten wir aber für unsere KandidatInnen die Möglichkeit vorsehen, eine Praxisbewilligung innerhalb ihrer Ausbildung an unserem Institut erlangen zu können, was uns mit der Einführung des «Grundkurses» gelungen ist.

Ein anderes Thema, das uns aktuell in Europa beschäftigt ist das «Aging», die Überalterung psychoanalytischer Gruppen, ein Problem, das durch das hohe Durchschnittsalter ihrer Mitglieder, den späten Zeitpunkt ihres Eintritts in die Gesellschaften und auch einen leider nur spärlichen Zuwachs von jungen Kollegen entsteht. Damit wird sich auch das *Freud-Institut* befassen müssen.

Auch in Bezug auf eine fundierte und nicht einseitige Theorie-Diskussion unterstützt die Zugehörigkeit zur EPF und IPA, welche die Möglichkeit zur Teilnahme an ihren Kongressen und Veranstaltungen bietet, die Entwicklung psychoanalytischer Identität.

Ausgehend von der EPF gibt es seit einigen Jahren ernst zu nehmende Bemühungen, einen echten Dialog zwischen den unterschiedlichsten Kontrahenten und Vertretern verschiedener psychoanalytischer Schulen in Gang zu bringen. In diversen Working-Parties und Panelveranstaltungen an den Kongressen setzen sich Analytiker, die den unterschiedlichsten Schulen entstammen, zusammen und versuchen, einander zuzuhören. Während in den ersten Jahren noch Sätze dominierten wie «that's not psychoanalytic», wurden solche Buhrufe mehr und mehr kritisiert und irgendwann als Tabu erklärt, so dass heute eine Art Ethik entstanden ist, welche das Zuhören und den Versuch zu verstehen im Umgang mit Kollegen an oberste Stelle setzt.

Diese Haltung hat das früher von vielen Schulen propagierte «pars-pro-toto-Wissen» abgelöst. Mit «pars-pro-toto-Wissen» meine ich eine Haltung, die sich nicht der Beschränkung eines bestimmten Konzeptes auf eine eingeschränkte klinische Situation oder Struktur bewusst ist, sondern ein Konzept ausweitend, invasiv anwendet, wo es nicht hinpasst, und sich nicht um ein Verständnis anderer theoretischer Vorstellungen bemüht. Die dadurch entstehende selbstgerechte Wissensposition war (und ist manchmal auch heute noch) in psychoanalytischen Kreisen sehr verbreitet.

Die Teilnahme an entsprechenden Veranstaltungen vor allem in der EPF konfrontiert uns mit der Limitierung unseres Wissens und setzt uns dem verunsichernden Erleben der Vielschichtigkeit und Mehrdeutigkeit des Unbewussten aus. Basierend auf dieser Haltung wird es uns leichter fallen, als Ausbilder den Auszubildenden gegenüber Respekt zu zeigen, wenn sie ihren je eigenen Weg in der Aneignung psychoanalytischer Kompetenz gehen. Die Ausbildungsanalytiker am *Freud-Institut* können von der Teilnahme an entsprechenden Veranstaltungen profitieren.

Ich habe ins Zentrum meiner Ausführungen über das *Freud-Institut Zürich* den durch die Zugehörigkeit zu IPA und EPF bestehenden erweiterten Rahmen gestellt, den seine Mitglieder und KandidatInnen für ihre Aus- und Weiterbildung beanspruchen können.

Meine Absicht war, diese Besonderheit unseres Institutes, welches unsere ältere Generation für uns in Zürich nach der Spaltung bewahren wollte, hervorzuheben, weil ich aus eigener Erfahrung in der eigenen Berufsgruppe wie auch aus Diskussionen mit KollegInnen aus der ganzen Welt weiss, wie sehr dieser triangulierende, erweiterte Raum von vielen unter uns über alles geschätzt wird. «I cannot think at home», sagte kürzlich eine Teilnehmerin an einem *EPF-Forum on Education* und alle Anwesenden wussten und verstanden sofort aus eigener Erfahrung, dass sie an die lokalen Schwierigkeiten dachte, welche produktives und kreatives Denken oft so schwierig machen. Schwierigkeiten, die durch Rivalitätsbeziehungen und andere Verstrickungen entstehen, die teilweise auch der Sache immanent sind, weil wir uns in der lokalen Gruppe immer inmitten von Spuren und Einflüssen aus diversen Übertragungsbeziehungen bewegen. Die regelmässigen Treffen und Austauschmöglichkeiten mit KollegInnen aus andern Gesellschaften und Gruppierungen sind deshalb für viele von uns unentbehrlich und meines Erachtens für die Weiterentwicklung von psychoanalytischem Denken essentiell. Wir können unseren älteren Kollegen, unseren Ausbildnern, der

Generation der Spaltung heute dankbar sein für den Einsatz, mit welchem sie die institutionalisierte Psychoanalyse in Zürich erhalten haben.

Eicke, Martha: *Mein Weg zur und mit der Psychoanalyse*, in: *Selbstdarstellungen II*, Hrsg. Ludger M. Hermanns, edition diskord, Berlin.).